

# Nebröer Anzeiger

## Nachwort zur Weltkraftkonferenz.

Die Weltkraftkonferenz ist zu Ende. Sie war ein für Deutschland ereignisreiches Ereignis, nicht nur weil sie die erste internationale Tagung ganz großen Stils war, die nach dem Kriege in Deutschland stattgefunden hat, sondern weil sie aus organisatorischer und inhaltlich in jeder Beziehung beträchtlich. Das unter den Delegierten die hervorragenden Industrieführer der ganzen Welt und der ersten Exponenten moderner technischer-wissenschaftlicher Arbeit waren, erhöht die Bedeutung dieser Tagung für die deutsche Wirtschaft und für die deutsche Politik. Die erste Konferenz dieser Art fand vor sechs Jahren in Wembley anlässlich der Londoner Weltausstellung statt. Damals konzentrierte sich die Arbeit der Konferenz auf rein technische Fragen der Großstromerzeugung, insbesondere der Elektrizitätsverteilung und des Elektrizitätsverbrauchs. Inzwischen hat die Entwicklung alles überholt, was damals schärfsten Prognosepunkt wurde. Das Problem ist nicht mehr, große Kraftwerke und weitreichende Versorgungsgebiete zu schaffen, um den Wiederaufbau und den Ausbau der Industrie zu beschleunigen, sondern die zweckmäßige Verwaltung dessen, was die Entwicklung inzwischen hingebracht hat. Die Technik hat seit dem Jahre 1924 die Leistung eines Stromerzeugers von 30 000 Kilowatt auf 208 000 Kilowatt gesteigert. Sie hat eine Hochspannungsentladung unter 380 000 Volt Spannung von Holland nach dem Schwarzwald und der Schweiz geleitet, und es wird ernsthaft vorgeschlagen, Hochspannungsleitungen über die Dniepr von Stanbinaiden nach Deutschland zu legen. Chicago tauscht seine elektrische Energie mit Neurort aus, und in Europa und Nordamerika ist die elektrische Energie bereits Gegenstand des Außenhandels geworden. Die Fragen, die jetzt zu erörtern sind, sind daher nicht technischer Art, sondern Fragen der Wirtschaft und der Verwaltung. Wenn noch im Jahre 1924 die Elektrizifizierung der Industrie problematisch erschien, so sind inzwischen über 70 Prozent der Kraftanlagen der Welt mit Bereitstellung elektrischer Energie beschäftigt, und nahezu 90 Prozent aller neuen, die Produktionskapazität der Welt erweiternden Industrieanlagen werden elektrisch betrieben. Die Stromerzeugung der Welt stieg nach dem Jahre 1924 bis zum Jahre 1929 von 150 Milliarden Einheiten auf mehr als 300 Milliarden Einheiten. Mitin hat es nahe, daß die 400 Guldiner, die der Konferenz einigermäßig worden sind und an deren Herstellung sich die ersten Autoritäten der ganzen Welt beteiligten, sich in erster Linie mit den wirtschaftlichen, verwaltungsrechtlichen und politischen Problemen beschäftigen, die durch die Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft über die Grenzen der einzelnen Staaten hinaus entstehen.

Die Zusammenkunft der Gutachten in 34 Hauptabschnitten wird ein Werk von 20 Bänden sein. Die Vereinigten Staaten sind hiermit mit 69 Arbeiten beteiligt, Großbritannien mit 54, Deutschland mit 39, Frankreich mit 27.

Ein Ueberblick über diese Denkschriften und den Generalbericht läßt gewisse Grundlinien für die Entwicklung der sachmännlichen Ansichten über die Kraftwirtschaft erkennen. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte treten in den Gedankengängen der nationalen und internationalen Energieminister immer stärker gegenüber den technischen hervor. Wenn Länder wie Großbritannien, Frankreich, Rußland, Deutschland, Schweden, Belgien, Holland, Italien, Österreich, Polen, Neuseeland, Tasmanien, Südafrika, die Malaienstaaten, Holländisch-Ostindien, bereits umfängliche Kraftverorgungspläne für das Gesamtgebiet vorveröffentlicht haben, so kommt von ganz allein die wirtschaftliche Bedeutung der Entwicklung des Elektrizitätswesens in den Vordergrund des Interesses.

Es handelt sich dabei sowohl um die gezielte Festlegung der Funktionen, die der Staat gegenüber der Elektrizitätswirtschaft ausübt, als auch um die mehr organisatorische Frage der Zusammenarbeit zwischen industrieller Produktion einerseits und Kraftverzeugung andererseits, um den Höchstmaß wirtschaftlicher, militärischer und finanzieller Vereinbarungen über den Energieverbrauch über die Grenzen eines Landes hinaus. Ein weiteres grundlegendes Problem ist die Frage, wie die Nationalisierungsmaßnahmen in der Industrie ergänzt werden können durch eine wissenschaftlich begründete Politik des Ausbaus der Kraftanlagen, sowie umgekehrt der Verbrauch an elektrischer Energie sich als Maßstab der industriellen Aktivität verwenden läßt. Eine große Zahl der amerikanischen, deutschen und russischen Ansichten und eine besonders umfangreiche englische Arbeit beschäftigen sich mit diesen Fragen, ohne jedoch auf konkreten Vorschlägen oder Richtlinien zu gelangen. Schließlich ist für diese Denkschriften bezeichnend, daß sie sich weniger in der Beschreibung der technischen Anlagen erschöpfen, wie das früher der Fall war, sondern daß Ingenieure und Wissenschaftler jetzt offensichtlich mehr geneigt sind, Großkraftanlagen ausschließlich aus der Erfahrung heraus, das heißt nach dem Zeugnis des wirtschaftlichen Erfolges zu beurteilen. Alle diese Fragen wurden von einer hohen Welt auf behandelt, durch die sich die Berliner Konferenz von der ersten Konferenz in Wembley deutlich abhebt. Das es hier möglich war, rein wissenschaftliche Referate führender Pioniere, wie Edgington und Einstein, mit politischen und wirtschaftlichen Referaten, wie das Dr. Dejar Almsens über die europäische Kraftübertragungsfrage und das über die handelspolitischen Fragen des internationalen Kraftaus-tausches von Professor Sorrens zu kombinieren, zeigt recht deutlich die Mannigfaltigkeit der Probleme, deren Behandlung die Konferenz für notwendig hielt, sowie die Gründlichkeit, mit der man gearbeitet hat.

Alles in allem darf man diese Konferenz als symptomatisch für einen neuen Geist in Europa betrachten, der die Überwindung der Kriegesepoche deutlich erkennen läßt, indem er die friedlichen Interessen der Völker wieder in den Vordergrund rückt und eine große internationale Konferenz mit der friedlichen Zusammenarbeit der Völker zur Förderung der wirtschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Entwicklung beschäftigt.

## Gegen britisches Unrecht.

Protest gegen die Annexion Deutsch-Ostafrikas.

Berlin, 29. Juni.

Die zu einer außerordentlichen Mitgliedereinverleumdung vereinigten Kolonial- und Deutschstammesverbände der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft haben einstimmig die nachfolgende Entschließung gefaßt:

„Die britische Regierung hat im Juni 1930 zwei Weißbücher betr. den engeren Zusammenschluß von Deutsch-Ostafrika mit Kenja und Uganda und die Eingeborenenpolitik in Ostafrika veröffentlicht. Die in den Weißbüchern enthaltenen Vorschläge stehen in höchstem Widerspruch zu dem Begriff und dem Charakter des völkerrechtlichen Mandats, das die vornehmlichste Verwaltung eines genau begrenzten Gebietes durch eine einzelne Nation im Namen des Völkerbundes und unter den Artikel 22 der Völkerbundsatzung grundsätzlich festgelegten Bedingungen vorliegt. Die britische Regierung vertritt damit gänzlich gegen Geist und Wortlaut des Artikels 22 der Völkerbundsatzung.

Die früheren Erklärungen des englischen Kolonialstaatssekretärs Amers, des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Sir Donald Cameron, und des Sekretärs der jetzt regierenden Labour-Partei bei den Parlamentarierverhandlungen über die Enttöschung der Hilton-Young-Kommission, fallen keinen Zweifel darüber, daß die vorgeschlagene Erneuerung eines englischen Oberkommissars, der mit den weitesten Vollmachten für Verwaltung und Gesetzgebung unter Mitwirkung eines Rates aus den drei ostafrikanischen Gebieten Deutsch-Ostafrikas, Kenja und Uganda ausgestattet ist, den Anfang der endgültigen Annexion Deutsch-Ostafrikas bedeutet.

Die Mitgliedereinverleumdung der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft erhebt schärfsten Einspruch gegen die von der britischen Regierung beschlossene Vergewaltigung des Mandatsystems. Sie richtet wiederholt an den Reichstag, den Reichsrat und den Reichspräsidenten, die die Annexion und den Reichstag die in der dringende Bitte, in letzter Stunde diesen Rechtsbruch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern und sofort die erforderlichen Schritte zu unternehmen. Wir werden niemals eine Einverleibung von Deutsch-Ostafrika in das britische Reich, in welcher Form es auch immer ist, als rechtmäßig anerkennen.

## Französische Unterdrückungspolitik.

Die Kammer billigt die Verwaltungsmethoden.

Paris, 29. Juni.

Die französische Kammer schloß die Beratungen über die Indochina-Politik der Regierung ab. Der Radikalfractionenpoliti- darüber gestellte wie seine Vorgänger die Unterdrückungspolitik und forderte Einsetzung eines besonderen Untersuchungskomitees, der sich nicht nötig an Ort und Stelle bewegen sollte, um die Reformmaßnahmen zu studieren. Der kommunistische Abgeordnete Doriot erging sich ebenfalls in heftigen Angriffen gegen die Verwaltungsmethoden.

Die Regierung schloß sich der Tagesordnung eines Ab-geordneten der französischen Kolonien an, in der ihr für ihre bisherige Kolonialpolitik volle Anerkennung ausgesprochen wird und sicke gegenüber dem Antrag Dalabiers zur Einführung eines besonderen Ausschusses die Vertrauensfrage. Bei der Abstimmung erzielte die Regierung mit 325 gegen 260 Stimmen eine Mehrheit von 65 Stimmen.

## GERTRUD MACLEOD

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDRAU SA.

Es war im August 1894.  
 Ein Weibchen im Haag, einem kleinen See, der mitten in der holländischen Residenzstadt liegt, und von liebevoll gepflegten Alleen und prächtigen alten Palästen umgeben ist, stand eine junge, schlank Dame.  
 Sie war ganz in Weiß gekleidet. Einen Fingerring trug sie am Arm. Sie schien auf jemand zu warten, denn sie trippelte hin und her und schaute ihre nachschwarzen Augen lachend wegwand und wegab.  
 Zwei Herren gingen an ihr vorüber.  
 „Gieh das Haar“ sagte der eine zum anderen, „so schwarz, daß es im Sonnenlichte silberfarben schimmer!“  
 „Nah ist auch noch nicht gelassen.“  
 „Gottlich“, stimmte der andere bei, „das ist Hindushaar. Uebrigens, wie alt schätzst du die Dame?“  
 Der Gefragte sah noch einmal schief zu, zuckte die Schultern und sagte: „Sechzehn — vielleicht.“  
 „Nana — bishen wenig“, zweifelte der Frager, wendete sich im Weitergehen ebenfalls nach der Wartenden um und fuhr dann fort: „Schön! Ueberlebe zu sein — Tapas Indien! Wahrheitslieblich das Döchtig von einem Mahorabhai, zum mindesten aber von einem Rabob.“  
 „Das ist doch unklar zu ergründen.“  
 „Wieso? — Willst du sie fragen?“  
 „Nein, das nicht. Hier stehen Bänke. Sehen wollen wir uns und warten. Einmal kann sie dort nicht aus- und abgehen. Und dann, mein Lieber, wo ein Weibchen ist, ist auch ein Männlein oder gefehlt sich dazu. Und an den Federn erkenne man den Vogel. — Ich habe noch zwei Stunden Zeit zu mir.“  
 „Schön — alsdann nimm Platz. Orchesterloge auf freier Aussicht — Du mußt zugeben, daß dir im Haag alterhand geboten wird.“  
 Die beiden Herren — Peter Callisch hieß der eine, war in Amsterdamm zu Hause und nur Gefährte habter auf einen Sprunz herübergerufen und Allan van der Welde, der andere — setzten sich unweit der Dame auf eine Bank. Sie blickten ungerührt zu ihr hinüber.  
 In solchen Tagen legen sich die Holländer keine Referaten auf. Die sind nicht anders. In ihrem Benehmen den Frauen gegenüber steigt meist eine gewisse Ravität mit einem herzhaften Strich ins Dreifache. Das, was die Französin einen Cavalier, die Britin einen Gentleman, die Russin Dulzino und die Deutsche einen lieben Kerl nennt, nennt die Holländerin kaum. Dort ist der Mann eben der Mann und den Frauen gegenüber nur mit wenig Ausnahmen wie aus Holz gehackt.  
 Peter Callisch war der ältere von beiden, war auch erst dreißig und im Gegenfall zu van der Welde groß und hager. In einem waren sie gleich: in ihren Vätern. Die waren Großausseiler und verfügten über beträchtliche Vermögen. Das kam der Schönen zugute und davon machten sie ausgiebig Gebrauch.  
 Peter Callisch brammte sich eine Caxel an, schaute sich auf seinem Sitze zurück und sah mit zunehmendem Interesse Augen zu der immer noch mit kurzen Schritten auf- und abwandelnden Dame hinüber. Wenn beobachtete ihn von der Seite und sah ein laiches Aufmerken in Nieters Zügen, das sich von Sekunde zu Sekunde verdichtete.  
 Dieses Beobachten dauerte ein ziemliches Weilschen, dann legte Allan: „Du scheinst sehr interessiert zu sein, mein Junge.“  
 Peter nickte sich auf.  
 „Ich bin dem Madel bestimmt schon über den Weg gelaufen oder es mir, dann nicht finden mo Ich erkenne es wieder. Es ist etwas an ihm, das mich —“  
 „Warum schmeißt du? — Ich habe deine Empfindungen immer noch zu respektieren gewohnt! — Sprich es schon aus: fesselt michst du lagern.“  
 „Warum soll ich leugnen?“  
 „Das heißt also: es liegt tiefer und langt für mehr als eine lustige Nacht.“  
 In Nieters Stirn standen zwei Falten. „Sei nicht feivol“, verurteilte der Freund. „Das Madel ist schön und jung und — viel zu sauber für einen Kerl.“  
 Peter laut: recht! Die Dame in Weiß war tatsächlich schön. Groß und schlank war ihre Gestalt. Der schmiegsame Hals trug einen feingemalten Kopf mit einem ovalen Gesicht von welchem Ausdruck und dunklem Tempere. Ueber dem üppig roten Mund stand eine schmale, gerade

Nase. Grübchen lächelten in Wangen und Kinn. Große Augen, überschattet von langen Wimpern, träumten unter einer eckelgeronnenen Stirn. Sie waren genau so hübsch wie wir das glatte Gesicht, in einem Kinn gehaltene Haar.  
 Peter Callisch trat die erst halbgebrauchte Zigarette mit dem Absatz seines Schubes aus. Dabei trat er unheimlich auf und einmal mehr als nötig war.  
 „Allan! Ich habe aus Nachrichten auf, „wo hab ich das Madchen gesehen? — Ich kenne sie mit Namen und Geheißener — irgendwo ist es gewesen.“ Da kam ihm plötzlich die Erinnerung, „Ich hab's“, rief er fast frohlich.  
 „Na und?“  
 „Am Koffergarten von Caminghs Gate.“  
 „Am Koffergarten? — Erlaub! Wie kommst du denn dahin?“  
 „Meine Schwester wurde dort erzogen. Jene Dame auch. Ich war zu Besuch da.“  
 „Wann denn?“  
 „Im vorigen Jahre.“  
 „Und bist du ihr nicht vorgeliebt worden?“  
 „Reider nicht. Ich entfenne mich aber, daß meine Schwester gepährswelche ihren Namen erwarnte.“ Peter bedeckte mit der Hand die Augen. — „Wart mal“, sagte er, „wie war das doch? — Ah ja — Margueritta Gertrud Jelle aus Leuwarden.“  
 „Zum Kuckuck“, fuhr er aus nachdenklich aus — „Leuwarden.“ — Er konnte sich gar nicht berühren und plusterte heraus: „Liegt in bishen weit weg von Indien das schöne Städtchen Leuwarden findet du nicht auch?“  
 „Ja“, machte Peter.  
 „Allan! Ich habe das Madchen gesehen, möchte ich bezweifeln. Was ist denn der Herr Papa?“  
 „Bürgermeister, wenn ich nicht irre.“  
 „Also doch Herrlicher! Wenn auch nicht über — weiße Kleider, so doch über — Reden wir nicht drüber.“  
 — Er schlug dem Freund übermäßig auf die Schulter. Dronlich, entrüstlich und ermutigend zugleich sprach lang sein Wort: „Was ist denn das? Du bist ein Kerl, der nicht die Kruppe hat. Nun, Junge! Eine Margueritta Gertrud Jelle aus Leuwarden dich dir bestimmt keinen Ort. Ich habe mir erzählen lassen, daß es —“

(Fortsetzung folgt.)



Den Rhein betrachteten schon die alten Deutschen als „ihren“ Fluß, als das Symbol deutscher Stärke, deutscher Kraft und deutschen Reiches. Jahrhunderte lang tobte der Kampf um den Rhein, um seine Burgen, um seine Weinberge. ... Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. ... Nicht als ein Jahrzehnt trugen seine stolzen Burgen Trauer. Seine Weinberge leuchteten und präangten zwar wie immer. ... aber wie konnten nicht mit seiner Freude den Weid über seine Ufer schweifen lassen. Er war nicht frei, die Kesseln drückten nicht nur auf das Rheintal selbst, die Sorge um das anverbotene Land lastete auf uns allen. ... Nun ist er wieder frei, Deutschland ist wieder fest auf seinem Rhein, auf seinem alten „Vater Rhein“, der unser war und unser bleiben soll für alle Zeiten.

„Auf den Bergen die Burgen ...“



Rhein und Webe... Zwei Begriffe, die untrennbar sind. Die Webe ist aus dem rheinischen Leben, auch aus der rheinischen Seele, der rheinischen Kunst nicht wegzudenken. Das feinstforgerenerische Weben des Rheintales, das die bunten Feste des Karnevals wie den beschwundenen Ausläufer seiner Dächer und Mäuler setzt, ist sicherlich nicht geschaffen worden von den Geiern des Weins. Eine ganze Literatur von Rheinpoesie erwaht vor ihren Augen, wenn sie an den Rhein denken: beller, lyrische, übermütige Dichtungen, lachende, stimmende Musik.

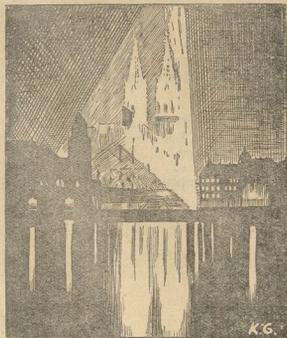


Vater Rhein.

Auf seinem Wege von den Rhodischen Alpen durch den Bodensee, die breite Badische Rheinebene, durch die Weinberge und Felsen abwärts Mainz, durch das Niederdeutsche Flachland bis nach Holland fließt der Rhein Volkstümme und Städte so verschiedener Art, plätschelt sich Uferstädter und von wechselnder Schönheit in ihm — wie auf seinem Wege durch die Zeit immer neue Reiche und Kulturen in sein ruhendes Röhren schauen, daß es fast ist, als sei der Strom das Dauernde und das Sichtbar Dauernde auf seinen abgeernteten Ufern sei in Weisheit das Röhrende und Schwundende. Bei fast allen großen Flüssen der Erde bedeutet der Eigenname nichts anderes als „Der Fluß“. So heißt auch das Wort „Rhein“, wie das „nimmerwärende Rhone“ nur das Röhrende, Röhrende, Strömende. Es ist la klar, daß bei einem so gewaltigen Strom, wie dem Rhein, ganz besonders die Zente im Uferland von ihm nicht mit einem Eigenamen, sondern nur als von „den Flüssen“ dem „Strom“ dem „Rhein“ brauchen. Es ist kaum einen großen Strom, der nicht auf so einer entscheidenden Strecke seines Laufes Grenze ist. Ströme sind Wechsellinien, sind natürliche Ländervertheiler. Wie eine Gießform hemmen sie ein sich wachsendes Ufer das Land anwachsendes Volk und zwängen es aus der Vordrängbewegung auf den Strom in zur Ausdehnung in die Breite längs des erdichten Ufers. Oder: wenn ein Eroberer sich in ein festes Land vordringt, so sucht es den entscheidenden Stromlauf als Schutzwehr. Wieder wird der Strom Grenze, Markt, Weibe Korridor, wenn auch die eine nicht zwischen Völkern, sondern nur zwischen Stämmen, sind am Rhein zu finden. Nichts ist freilich eigentlich nur die zweite Form, die voraufgehende und letzte lehnrechtliche Schutzgrenze, bis zu der schon das erobernde Volk vorgebrungen war. Dabei alle die linksrheinisch, auf der Roman aufliegenden Teile erstirbten Städte, die aus Niederdeutschen hervorgegangen sind: Konstanz, Basel, Mainz, Koblenz, Bonn. Welcheicht war auch damals der Rhein nicht „Deutschlands Grenze“, denn auch südlich und zum Teil weiltich des Stroms loben noch germanische Stämme als Ureinwohner. Wohl aber war damals der Rhein Rhoms Grenze gegen Deutschland — Rhoms, das sich sozusagen den antichristlichen Völkern überliefert hatte.

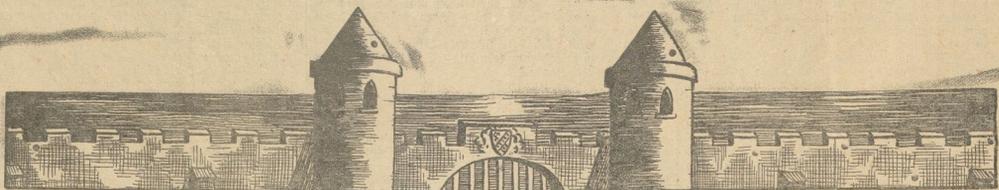
Griffparzer hat zuerst die Beobachtung gemacht, daß die Grenzlande die Heimat der Sage seien; fester Kampf und Streit schafft die Stoffe. Das unbekannte feindliche Land, zu dem der Blick hinüberfliegt, noch das der Flug nicht betrifft reizt die Phantasie mächtig an und erleichtert die Ueberzeichnung aller Geschäfte, die Ueberlagerung der Ueberwindung aller Schwierigkeiten ist wohl reich an Sagen, als das Rheintal — und an Sagen jeder Art? Denken wir nur an so verschiedenes Sagenmaterial, wie die Uerle, den Wächter von Heisterbach, den Mäntelmann von Bingen, die Kölner Geheimnismännchen. Aber über all diese zahllosen Einzelheiten hat sich der Kreis der größten deutschen Sagenstoffe für alle Zeit am Rhein angeheftet: Die Nibelungen. Mag auch ein wesentlicher Teil des Stoffes im nördlicheren Uferland sein und mag auch der Schreiber der allfälligen Fassungen des Nibelungen ein Donauufer gewesen sein und in der Nachau gelebt haben, nicht nur die Fabel des Gedichtes braucht den Rhein als Untergrund; auch die geistige Welt des Gedichtes bedingt ihn. Bedingt dieses erste, noch unendliche Zusammenhängen von Gestirnen und Hebeln, die nach nicht recht zusammengehört — es wie es sich im Nibelungenlied zeigt.

Der Kölner Dom im Scheinwerflicht.



Mitternacht! Die Glocken läuten die Schicksalsstunde ein; rheinwärts, rheinabwärts, von den Höhen in die Täler, aus den Tälern auf die Berge, von denen Freiheitsrufer leuchten schwingt sich die frohe Volkssage: Wir sind frei! Sie umschwebt des großen Kreibitzhähners von Schenkerdorf Grab untrüglich die Stätten, da rheinische Partoten: Arndt, Görres nachschleichen und gerien. Sie fließt rheinwärts zu den deutschen Brüdern an Rhein, Rabe, Saar und in der Pfalz landen: Wir sind frei! Wir kriegen euch! Wir kriegen euch die Hand!

Süder trachen, kalten alchen. Altklitter leuchten auf, die Eisenbahnen rechts und links des Rheins pfeifen, die Feuer der Lokomotiven klammern blaufeldtrio, die Sirenen der vor Unter liegenden Schiffe heulen. „Großer Gott, wir loben dich“, spielen Kapellen, und die Menge Deutscher weit und breit singt es hiesigen Hauptes mit.



# Das Leben im Wort

Nr. 26

★ Unterhaltungsbeilage ★

1930

## Roman von Heinrich Otten *Die Privatsekretärin*

Dritte Fortsetzung

**I**n Ullas Zimmer standen weißlackierte Möbel, weiße, duftige Gardinen hingen an den Fenstern, eine weiße Samtdecke lag über dem breiten Divan. Nur der Teppich war hellblau — „wie deine Augen, Goldkind,“ hatte der Vater zärtlich gesagt, als er ihn vor einigen Jahren anlässlich einer Gehaltserhöhung dem über alles geliebten Kinde geschenkt hatte.

Als Ulla jetzt vor dem Spiegel ihre Haare ordnete, hörte sie, wie draußen an der Flurtür der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde. Gleich darauf erklang die stets heitere Stimme des Vaters.

Da ging auch sie hinüber in das Wohnzimmer.

Frau Lisa, eine weiße Schürze über dem Seidenkleid, mit vom Herdfeuer geröteten Wangen, stand vor dem Gatten und lauschte schmunzelnd seinem begeistertsten Bericht über die großartige Feier.

„Alle waren sie da — alle,“ sagte Vater Kemp. Er saß schon in seinem breiten Armstuhl am Tisch, seine Augen glänzten. Man sah es ihm an: nicht nur die Freude über die Auszeichnung, auch der genossene Wein war ihm ein wenig zu Kopf gestiegen.

„Ulla umarmte ihn herzlich. „Tag, Papa — erzähl mir weiter! Wer war denn alles da?“

„Na, der zweite Buchhalter, der Holzmann, dann der Kassierer, der Volontär, mit einem Wort: alle Angestellten. Und der Direktor —, ich sage euch, der Mellenhagen, der Mellenhagen, der war der großartigste von allen. Eine ganz lange Rede hat er gehalten — daß das Bankhaus stolz auf mich sei, sagte er — daß ich die Stütze der Firma sei — daß ohne mich alles drüber und drunter gegangen wäre —“

„Vaterchen,“ sagte Frau Lisa lächelnd, „nun halt aber ein! Hat er das wirklich gesagt?“

„Du glaubst es nicht, Lisa? Und doch ist Direktor Mellenhagen nur meinerwegen mit dem Flugzeug aus London zurückgekommen — er wollte es nicht veräumen, bei meiner Jubiläumsfeier zugegen zu sein, meinte er —“

Da legte Frau Lisa ihm lachend die Hand auf die Schulter: „Vaterchen, Vaterchen — jetzt sei aber still! Was zu viel ist, ist zu viel!“

Ihr Mann war gekränkt. „Ich weiß gar nicht, was du willst!“ Aber dann ging er selbst rasch zu einem anderen Thema über. Er wandte sich seiner Tochter zu. „Nun erzähle du, Goldkind — wie war es gestern am Innsee draußen? In deinem Segelboot —“

Das junge Mädchen fuhr auf. Sie hatte kaum zugehört, ihre Gedanken waren bei Bob und der unerquicklichen Szene im Büro. Nun hob sie rasch den Blick. „Ja, Papa — ja,“ sagte sie abwesend.

Die Mutter musterte sie prüfend. „Fehlt dir etwas, Kind? Du siehst so traurig aus —“

Ulla schüttelte den Kopf.

„Wo wird sie traurig sein!“ rief Kemp abwehrend. „Mein Goldkind ist nie traurig — hat auch keine Ursache dazu! Komm her, Ullachen — da siehst du, Mutter — sie lacht ja!“ Und er tätschelte die Hand der Tochter zärtlich. „Was gibst denn zum Abendbrot, Mutter?“ fragte er dann interessiert. „Was Gutes?“

„Gefüllte Kalbsbrust! Und Apfelstrudel!“

„Herrgott, Mutter, du bist ein Juwel! Dafür kriegt du einen Kuß!“ Er erhob sich, ein wenig schwankend, legte den Arm um die runde Taille Frau Lisas und drückte einen herzhaften Kuß auf die blühende Wange. „s geht doch nichts über unsere Mutter — nicht wahr, Goldkind? Hab' ich nicht Glück gehabt?“

Bald saßen sie zu dritt um den runden Tisch unter der Hängelampe. Frau Lisa hatte die Schürze wieder abgebunden, sorgsam bediente sie Gatten und Tochter, legte ihnen die besten Bissen auf den Teller und dachte an sich selbst zuletzt.

Vater Kemp war, wie immer, in bester Laune, und bei seinem fröhlichen, angeregten Geplauder, das durch den kleinen Schwips noch drolliger wirkte, wurde auch Ullas Herz allmählich etwas leichter. Sie fühlte, wie die beiden Menschen neben ihr sie liebten, und ein warmes Empfinden der Geborgenheit stieg in ihrem Herzen auf: Solange sie die treuforgenden, zärtlichen Eltern hatte, war sie ja nie allein und verlassen.

Nach dem Essen half Ulla der Mutter beim Abdecken — die Aufwartefrau kam erst am nächsten Morgen — der Vater steckte eine Zigarre an und überdachte mit befriedigtem Schmunzeln noch einmal alle Ehrungen dieses Tages. Da klingelte es.

Ulla sah die Mutter erstaunt an. „Wer mag das sein? So spät?“

Sie ging zur Flurtür und schob den Riegel zurück. Ihre Augen wurden groß vor Verwunderung, als sie Rolf Braunsberg draußen stehen sah.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich so spät noch bei Ihnen eindringe,“ sagte er artig, nachdem sie ihn eingelassen hatte. „Ich komme im Auftrage Direktor Mellenhagens. Kann ich Ihnen Herrn Vater sprechen?“

„Gewiß, Herr Braunsberg — bitte, legen Sie ab.“

In der Wohnzimmertür erschien Ulrich Kemp, hinter ihm seine Frau.

„Guten Abend, Herr Kemp!“

Kemp stützte einen Augenblick — dann streckte er dem Ankömmling in aufrichtiger Freude beide Hände entgegen. „Herr Braunsberg — nein, so etwas — Sie sind wieder in Eilenburg? Treten Sie näher — ja, bitte, hier ins Wohnzimmer.“

Und den Arm jovial um seine Schulter legend, wandte er sich an Frau Lisa. „Weißt du, wer das ist, Lisa? Braunsberg, unserer früherer Kassierer, der dann nach London in unsere Filiale versetzt wurde. Ich habe dir seinerzeit viel von ihm erzählt!“

„Ja, freilich,“ sagte Frau Lisa herzlich und reichte ihm die Hand. „Mein Mann sprach viel von Ihnen, Herr Braunsberg — ich freue mich, Sie nun auch persönlich kennen zu lernen!“

„Und das ist meine Tochter Ulla —“

„Oh,“ unterbrach ihn das junge Mädchen lächelnd, „du brauchst mich nicht vorzustellen, Papa — wir haben schon gestern auf der Heimfahrt vom Innsee Freundschaft geschlossen!“

Braunsberg wurde auf das Sofa genötigt, er mußte eine Zigarre nehmen, nachdem er ein Glas dankend abgelehnt hatte. „Direktor Mellenhagen schickt mich,“ sagte er dann. „Er bedauert außerordentlich, daß er nicht an

Ihrer Ehrenfeier teilnehmen konnte, Herr Kemp — er mußte heute früh zu einer dringenden Konferenz nach Leipzig und ist eben erst zurückgekehrt. Ich begleitete ihn, darum konnte ich Sie heute noch nicht in der Bank begrüßen. Morgen wird Herr Direktor Wellenhagen Ihnen noch persönlich seine Glückwünsche aussprechen. Inzwischen soll ich Ihnen heute schon seine Grüße ausrichten und dieses hier überreichen.“ Er zog einen Briefumschlag aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch.

Vater Kemp war ein wenig verlegen, ein wenig rot geworden. Denn Frau Lisa hatte ihn zwinkernd angesehen und flüsterte ihm nun ins Ohr: „Also doch gestunken, Vaterchen —“

„Na ja,“ meinte er beschämt. „Ich war eben zu sehr enttäuscht, daß Wellenhagen nicht da war!“

Sie strich ihm lächelnd über den grauen Scheitel: „Ich kenne dich ja, Vater! Aber nun laß sehen, was in dem Umschlag steckt!“ — Kemp öffnete ihn bedächtig — ein

Tausendmarkschein fiel heraus und eine Visitenkarte mit ein paar herzlichen Zeilen. — Kemps Augen strahlten. „Der alte Wellenhagen ist doch ein famoser Mensch! Darauf müssen wir noch schnell eins trinken! Sie auch, Herr Braunsberg!“ Er goß die von Ulla geholten Weingläser voll und stieß mit den andern an. „Prost! Wellenhagen soll leben! Und die Firma gedeihen!“ Und dann sah er von dem Tausendmarkschein zärtlich zu seiner Tochter hinüber. „Dieses Geld aber bringen wir gleich morgen zur Bank — es soll meinem Goldkind zur Aussteuer gelegt werden!“ — Rolf Braunsberg mußte noch eine Weile bleiben. Vater Kemp ließ es sich nicht nehmen, den Frauen begeisterte Lobreden über seine Fähigkeiten zu halten. „Ich hab' es schon am ersten Tag gemerkt, was Sie für ein tüchtiger Kopf sind! Sie werden es noch weit bringen — denken Sie an mich! Prost Braunsberg — Sie brauchen nicht rot zu werden wie ein kleines Mädchen! 's ist die reinste Wahrheit! Unser Direktor hat nicht umsonst einen Narren an Ihnen gefressen!“

Als Rolf dann aufbrach, traf es sich, daß er einen Augenblick allein mit dem jungen Mädchen im Korridor stand. — „Daß Sie so spät noch herkommen mußten, Herr Braunsberg,“ sagte sie, die blauen Augen bedauernd zu ihm aufschlagend. „Sie hätten gewiß den Abend — den zweiten nach Ihrer Heimkehr — viel lieber zu Hause bei den Eltern verbracht!“

Da blickte er sich rasch um. Das Ehepaar Kemp war außer Hörweite. Hastig flüsterte er Ulla zu: „Ich muß Ihnen offen gestehen, gnädiges Fräulein — es war gar nicht nötig, daß gerade ich Ihren Vater aufsuchte. Aber als ich hörte, daß Direktor Wellenhagen jemanden herschicken wollte, erbot ich mich sofort, seinen Auftrag zu übernehmen!“ Und sie freimütig aus seinen trennherzigen Augen anblickend, fügte er leiser hinzu: „Ich freute mich rasend, Sie wiederzusehen — ich wollte sehen, ob Sie noch immer so traurig sind. Und außerdem habe ich Ihnen auch Wichtiges mitzuteilen: seien Sie morgen um zehn Uhr vormittags im Privatkontor Herrn Rodewaldts — Sie wissen, des Besitzers des Warenhauses, in dem Käthe angestellt ist — er erwartet Sie. Er sucht eine Privatsekretärin — wenn Sie einig werden, können Sie sofort engagiert werden!“

„Aber wie — wer hat mich empfohlen?“ stammelte das junge Mädchen überrascht und verwirrt.

Er berichtete hastig: „Käthe erzählte mir, wie es Ihnen ergangen ist. Sie erinnerte sich plötzlich, daß Herrn Rodewaldts Sekretärin ernstlich erkrankt ist und einen längeren Urlaub antreten müsse. Mein Vorgesetzter, Herr Wellenhagen, ist mit Rodewaldt befreundet. Ich sprach sofort mit Wellenhagen, auf meine Bitte telephonierte er Herrn Rodewaldt an — es wurde vereinbart, daß Sie sich morgen früh vorstellen sollen. Hoffentlich klappt alles — es würde mich sehr freuen. In Anwesenheit Ihrer Eltern wollte ich nicht davon sprechen, da ich von Käthe wußte, daß Sie Ihre Eltern heute noch nicht von Ihrer Kündigung in Kenntnis setzen wollten. Also vergessen Sie nicht: morgen um zehn Uhr!“

Ulla wußte selbst nicht, wie es kam: aber ihre Augen standen mit einem Male voll Tränen. Sie sagte nichts, aber der warme Druck ihrer Hand beim Abschied sollte Rolf beweisen, wie sie ihm um seines gütigen und teilnehmenden Herzens wegen schätzte. — Seit einigen Tagen war Ulla

Kemp nun als Privatsekretärin des Warenhausbesitzers Thomas Rodewaldt tätig. Sie war bei ihrer Vorstellung sofort engagiert worden. Den Eltern gegenüber hatte sie nur kurz erwähnt, eine Differenz mit dem Buchhalter bei Lederer habe sie gezwungen, die Stellung in der Autofabrik aufzugeben. — Sie konnte mit dem Wechsel durchaus zufrieden sein. Herr Rodewaldt war ein gerechter Chef, der zwar große Anforderungen stellte, Ullas Tüchtigkeit und ihren Fleiß jedoch voll und ganz würdigte. Er blieb sich stets gleich, war nie launenhaft oder mißgestimmt, und Ulla wurde nach all den trüben Ereignissen der letzten Zeit allmählich ein wenig hoffnungsfreudiger. — Heute hatte sie im Büro einen Brief von Bob von Jierloh vorgefunden. — „Liebe Ulla,“ schrieb er, „ich habe in den letzten Tagen vergeblich versucht, Dich zu sprechen. Erst jetzt erfahre ich, daß Du die Stellung bei Lederer aufgegeben hast und in Rodewaldts Warenhaus tätig bist. Ich werde morgen um sieben Uhr beim Personalausgang auf Dich warten — Du mußt mich anhören, wir müssen uns absprechen.“

Nachdenklich blickte sie auf das Briefblatt hinab. Heute also sollte die Aussprache stattfinden! Zu welchem Resultat würde sie führen?

Mit welcher Selbstüberwindung hatte sie sich zu dem Entschluß durchgekämpft, Bob zu verzeihen! Er sollte sie aber nicht kleinlich finden. Liebe vergibt —

Sie hatte sich kaum an ihre Schreibmaschine gesetzt, als der Ton der elektrischen Klingel aus dem Nebenraum erklang — das Zeichen, daß Herr Rodewaldt ihr Kommen wünschte.

Rasch erhob sie sich, fuhr mit der Hand glättend über den blonden Lockenkopf und schob die breite Tür mit den Milchglascheiben zurück.

Drüben, in dem weiten, mit schweren dunklen Möbeln eingerichteten Privatkontor des Warenhausbesitzers, saß Herr Thomas Rodewaldt am Schreibtisch — ein breitschultriger, hünenhafter Dreißiger, Typ des erfolgreichen Geschäftsmannes. Blond, mit klugen, dunklen Augen, das Kinn breit und kräftig, die lichte Nase vorspringend. Nur der Mund in seiner frauenhaften Weichheit paßte nicht recht zu dem energischen Gesamteindruck. Ein stattlicher Mann, der unbedingt überall auffallen mußte, tadellos elegant gekleidet, kein Dandy aus dem Modejournal, aber ein Mann, der wohl wußte, daß im Verkehr mit der Welt das Kleid den Menschen machte. (Fortsetzung folgt.)



Ihre Augen wurden groß vor Verwunderung, als sie Rolf Braunsberg draußen stehen sah.

## Schöner Abend / Von Hans Bethge

Entfernte Dommel riesen übers Ried.  
Ich lag allein am glühn Waldesrand,  
von Margeriten tausendfach umblüht;  
der Himmel sang sein schönstes Farbenlied,  
dann war die große Lohe ausgebrannt.

Die Vögel klagten. Stärker floß der Duft  
der Blüten rings. Und aus den Höhen kam  
einRauschen, das mich ganz gefangen nahm.  
Doll Ahnungsschauer ging die Abendluft,  
und meine Seele bedte wundersam.

Da griff ich jauchzend in das kühle Grün  
und dehnte mich in wundervoller Lust.  
Ich sah den Himmel in Verheißung glühn,  
sah goldne Wolken durch die Freiheit ziehn,  
und heilige Sehnsucht füllte meine Brust.

## Inkognito / Von Walter Heise

Der Kurdirektor von Eisenbrom schien sehr niedergedrückt, als ich in sein Sprechzimmer trat. Kurdirektor nannte er sich von eigenen Gnaden; im Hauptamt war er Gemeindevorstand. Und daran hatte ihn einer der Gemeindevorsteher in der letzten Sitzung in nicht mißzuverstehender Weise erinnert. Was Wunder, wenn mein Herr Kurdirektor in seiner rösigen Laune war! Man hätte ihm vorgeworfen, so klagte er mir, daß er den Etat des Ortes unverhältnismäßig belaste. Die elektrischen Lampen und die W. C. seien überflüssig gewesen. Früher hätte man auch ohne dies ausgetonnt, und ähnliche Vorwürfe habe er anhören müssen. Ein Seufzer entstieg seiner gequälten Brust. „Wenn nur die Frequenzziffer steigen möchte,“ sagte er; „doch das Duzend Besucher, das jede Saison kommt, will nicht mehr werden. Und sagen Sie mal, Herr Doktor, ist Eisenbrom nicht ein netter Winterkurort?“ — „Gewiß ist es das, mein lieber Herr Kurdirektor!“ sagte ich. Der Mann tat mir wirklich leid und verdiente eine kräftige Unterstützung.

„Woran mag's denn nur liegen? Mehr kann ich doch nicht tun, als elektrische Lampen und W. C.! Oder mache ich am Ende zu wenig Trara?“

„Klappern gehört zum Handwerk!“ sagte ich.

Er grübelte. Dann meinte er: „Wenn wir doch wenigstens ein paar bessere Leute herbekämen, so einen Grafen oder einen Prinzen; denn auch in einer Republik liebt man derartige Attraktionen. Am Ende tät's für den Anfang auch ein Graf. Haben Sie nicht einige Beziehungen zu diesen Kreisen?“

„hm, „Beziehungen zu diesen Kreisen“ hatte ich eigentlich nicht. Aber schließlich, sollte man nicht . . . ?“

„Nicht wahr, Sie wollen mir, d. h. dem Winterkurort, helfen? Ich sehe es Ihnen an.“ Seine Miene hatte sich aufgehellt, und er fuhr fort: „Wenn Sie das fertigbekämen! — Befreiung von der Kurtagge, freie Pension wären vorerst das mindeste, was ich Ihnen auswirken würde . . .“ — „Nichts da!“ unterbrach ich den Freigeibigen. „Ich will absolut keine Gegenleistung. Was ich tun will, geschieht einzig Ihnen und dem hübschen Orte zuliebe. Das wollen wir für alle Fälle festhalten.“ — „Wie Sie wünschen; ich bin Ihnen schon jetzt dankbar!“ Er schüttelte meine Hand so kräftig, daß alle meine Gelenke knackten. Dann trennten wir uns.

Nach zwei Tagen traf ich wieder bei ihm ein. Er sprang von seinem Stuhl auf. „Nun, gelungen, Herr Doktor?“ fragte er ängstlich. Statt aller Antwort reichte ich ihm eine Depesche. Er las halbblaut: „Soeben angekommen, „Roten Adler“ abgestiegen. Bin sehr zufrieden. Prinz.“ Mit dankbarem Blick gab er mir das Telegramm zurück. „Ob ich ihm meine Aufmerksamkeit mache, um mich nach seinen Befehlen zu erkundigen?“ fragte er dann. — „Ich möchte dazu für die ersten Tage nicht raten,“ entgegnete ich. „Im übrigen will ich bemerken: Mein Freund reist im allerstrengsten Inkognito. Er wünscht daher auch mit keinem Titel, sondern einfach „Herr Prinz“ angeredet zu werden. Am besten wäre es indessen, wenn man ihn überhaupt nicht behelligt; denn schließlich weißt er doch zu seiner Genesung hier. Daher schließlich Diskretion!“ Dabei legte ich den Finger auf den Mund und empfahl mich.

Als ich am nächsten Tage meinen Freund im „Roten Adler“ aufsuchte, merkte ich, daß der Kurdirektor oder einer der Telegraphenbeamten das Anisageheimnis doch nicht ganz gewahrt haben mußten. Denn der „Dex“ sagte, nachdem er mich gemeldet hatte, „Hohheit lassen bitten!“

Mein Freund machte immer noch eine gute Figur. Das sah ich beim ersten Blick. Vom Einglas bis zur Bügelschleife, ein schneidiger Keck. Er freute sich riesig, mich wiederzusehen. Dann sagte er: „Mensch, da bin ich. Aber sag', was soll der

faule Zauber?“ Ich erzählte ihm von den Klagen des Kurdirektors und bat ihn noch einmal, der guten Sache zu dienen.

„Gute Sache! Hat sich was, gute Sache! Solche Schiebungen liebe ich nicht,“ warf er etwas ärgerlich ein.

„Junge, du riskierst doch nichts dabei. Und dann kannst du doch deiner menschenverächterischen Weltanschauung mal wieder ein wenig die Zügel schießen lassen,“ redete ich ihm zu. Er zog die Stirn in Falten. „Die Sache kann mülzig werden,“ meinte er dann, „und zwar auch für dich, wegen Beihilfe. Wohnt hier wohl ein Notar?“ Ich bejahte. Dann sagte er: „So wollen wir die ganze Vorgeschichte schnelligst zu Papier bringen und bei ihm deponieren. Sicher ist sicher. Und nun wollen wir ein wenig frühstücken.“

Als wir in das Speisezimmer traten, bemerkte ich, daß das halbe Duzend Gäste leise zusammen flüsterte. Die Kellner taten sehr ehrerbietig: „Hohheit befehlen?“ Klang es wiederholt. Mein Freund hatte seine blaßeste Miene aufgesteckt, was seinem etwas defakent aussehenden Gesicht sehr gut stand. Er ließ es sich schmecken und kümmerte sich anscheinend um die anderen Gäste gar nicht. Inzwischen hatte ich Zeit gefunden, in die neueste Nummer des Badesblattes einen Blick zu werfen. Wichtig, da stand es: „Seit gestern ist unserm Badeorte eine hohe Ehre zuteil geworden. Im „Roten Adler“ ist ein Prinz abgestiegen. Wie wir in Erfahrung bringen konnten, sind seine Hohheit mit dem Bade außerordentlich zufrieden und haben sich bereits in diesem Sinne ausgesprochen. Daß seine Hohheit inkognito hier weilen, macht der schlichten Sinnesart des hohen Herrn alle Ehre.“ — „Schafstopp,“ sagte ich und wäre beinahe in ein lautes Lachen ausgebrochen. Mein Freund las ebenfalls die Notiz. Er lächelte nur. Dann standen wir auf und promenierten durch den Ort. Überall wurden wir sehr devot gegrüßt. Mein Freund dankte ziemlich von oben herab.

Kurz vor dem Diner bat mich der Kurdirektor um einige Minuten Gehör. Freundesträgend erzählte er mir, daß die Notiz des Badesblattes in mehrere größere Zeitungen der Nachbarschaft übergegangen wäre, und daß sich eine ganze Anzahl „besserer“ Kurgäste angefangen hätten. Der „Rote Adler“ hätte schon alle Zimmer vermietet. Und wirklich bemerkte ich beim Diner, daß schon heute mehr Gäste anwesend waren, als in früheren Jahren meines Aufenthaltes.

Bald gewahrte ich, daß das Badesblatt sich eine eigene Hofrubrik angelegt hatte, und jeden Tag treulich berichtete, was seine Hohheit unternommen hätte und unternehmen würde. Und nun erst die Reunions! Die schönsten Mädchen schätzten es sich zur Ehre, mit meinem Freunde tanzen zu dürfen. — Und die Frequenzziffer stieg von Tag zu Tag.

Schließlich sagte mein Freund: „Du, ich will Schlaf machen. Erstens habe ich in B. zu tun. Und zweitens habe ich mich — bitte, lache nicht — gestern abend bis über beide Ohren verliebt. Der Vater ist ein rechtschaffener Großkaufmann. Er und sein prächtiges Töchterchen sollen nicht schlecht von mir denken. Deinem Kurdirektor und seinen besseren Herrschaften hätte ich in alle Ewigkeit etwas vorgemint. Den beiden anderen aber nicht. Also Schlaf, ich reise!“ — „Ja, mein Junge. Wenn dich der Kurdirektor aber nicht ziehen läßt?! Du bist doch seine beste Zugkraft — und du weißt doch: Adel verpflichtet! Auf deutsch: Noblesse oblige!“

„Quatsch, ich reise,“ entgegnete er unwillig. „Im übrigen lieber ein Ende mit Schrecken als —“

„Schränke ohne Ecken. Verstehe,“ lachte ich. „Nun wollen wir dich mal loslassen.“

Der Kurdirektor wartete schon auf mich. Er redete von Gartenfest, von Protektoratübernahme usw. Da sagte ich kalt-lächelnd: „Mein Freund reist morgen ab.“ Der Satz wirkte

wie eine Bombe. Der Kurdirektor setzte sich unvermittelt hin, und ich merkte deutlich, wie sein Hirn arbeitete. „Mein, das geht nicht, der Prinz muß hierbleiben. Unser schönes Geschäft,“ sagte er so entschlossen wie ein Tiger. Also so stand die Sache. Die Bestie regte sich in ihm. Die Bestie des Undanks, der Selbstsucht und der Unterdrückung. Da konnte nur ein kalter Wasserstrahl helfen. Auch dachte ich an meines Freundes „Schranke ohne Ecken“, als ich sagte: „Mein Freund ist gar kein Prinz.“

Der Undankbare schien nicht zu hören. „Natürlich ist er ein Prinz.“

„Aber keine Hoheit,“ bemerkte ich spöttisch.

„Das ist Splitterdichterei. Prinz oder Hoheit,“ sagte er immer noch verständnislos. Den Döhsen konnte nur ein Hammer Schlag wieder zur Vernunft bringen. Ich sagte also, indem ich jede Silbe einzeln betonte: „Mein Freund ist kein Prinz. Aber — er heißt — Prinz, — Wer — ner — Prinz.“

Da ging dem guten Manne ein Seifensieder auf. Und zornfunkelnd rief er: „Dann ist Ihr Freund kein Prinz, sondern ein —“

„Kurprinz, nicht wahr,“ unterbrach ich ihn schnell, „das wollten Sie sagen?“ Damit ließ ich ihn stehen.

Mein Freund empfing mich mit saurer Miene. „Nun, wie steht es,“ fragte er. — „Ich habe dem Kurdirektor keinen Wein eingeschenkt,“ erwiderte ich. — „Gott sei dank,“ rief er, „dann gehe ich wenigstens nicht als halber Hochstapler von hier fort. Und du weißt, daß ich gerne einen ‚guten Abgang‘ liebe — lies.“ Danach zeigte er mir die neueste Nummer des Kurblattes. Da stand: „Infolge von mir unerklärlichen Zerstörungen vermutet man in mir einen Prinzen. Ich erkläre hiermit, daß ich stolz darauf bin, einem bürgerlichen Hause zu entstammen, und werde den Verbreiter der falschen Gerüchte eventuell belangen lassen. Werner Prinz, Schriftsteller.“

Da klopfte es, und herein kam der Kurdirektor. Er war ganz verstört. „Sie haben mich ruiniert, Sie haben mich ruiniert,“ jammerte er.

„Wieso denn?“ fragte ich streng. Mit dem Manne mußte man deutlich reden. „Haben wir von Ihnen irgendwelche Gratifikationen angenommen? Haben wir nicht Kurtaxe und so weiter bezahlt wie jeder andere —?“

„Ich habe ja auch nichts gegen die Komödie,“ flehte er, „sie hat uns, wollte sagen mir, ja auch genutzt. Aber nun das Inzerat heute abend! Mußte denn das sein?“

„Ja,“ sagte mein Freund fest, „das war ich mir schuldig; mir und jemand anders.“

Der Kurdirektor tat mir leid. Und da ich schließlich die ganze Sache inszeniert, mußte ich sie auch zu Ende führen. Ich sagte darum: „Haben Sie Einfluß auf den Redakteur des *Vadeblattes*?“ — „Ja,“ nickte er, „der bin ich ja selber.“ Da möchte ich dem Verleger gratulieren, dachte ich und sagte: „Nun, dann veranlassen Sie, daß der Brief, der beim Notar niedergelegt ist, abgedruckt wird. Mein Freund wird Ihnen die Adresse geben. Auch kann vielleicht dieses Inzerat sofort erscheinen: Der Kurdirektor und andere Humoresken. Einmalige Vorlesung aus eigenen Werken von Werner Prinz. NB.: Die Gesamteinnahme, ohne jeden Abzug, wird der hiesigen Armentasse zugeführt.“

Der Kurdirektor überflog den Zettel, und jetzt regte sich wieder der bessere Mensch in ihm. „Wollen wir nicht sagen, die Hälfte der Einnahme —“ sagte er.

„Sie hörten doch, Herr Kurdirektor, ohne jeden Abzug,“ warf mein Freund hin, und der schnodderige Ton imponierte dem Armen so, daß er unwillkürlich sagte: „Sehr wohl, wie Hoheit befehlen!“ Da lachten wir alle drei, und der Friede war wieder besiegelt.

Am Vortragsabend war die ganze „bessere“ Gesellschaft erschienen. Wahrscheinlich hatte man sich weidlich geärgert, daß man dupiert worden war. Aber man war doch so gut erzogen, daß man gute Miene zum bösen Spiel machen konnte. Und man klatzte, auch als Prinz seine schnell improvisierte Kurdirektorgegeschichte vortrug, worin dieser natürlich vollständig idealisiert worden war. So war alles zufrieden. Am meisten aber Prinz selber, denn kurz vor seiner Abreise zeigte er mir einen Brief, den er vom Vater seiner Angebeteten erhalten hatte. Darin stand: „Ich hatte Sie schon lange durchschaut, und im übrigen gibt es doch Auskunftsleute. Nichtsdestoweniger haben Sie mir auf Ihrem Vortragsabend sehr gefallen. Das war ein ‚Abgang‘, den ich als Kaufmann nur als ‚smarr‘ bezeichnen kann. Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns in B. mal mit Ihrem Besuch beehren.“

## Erloschenes Licht! / Von E.-B. Gaede

**D**ie Welt liegt in den Armen des Sommers! So schön ist die Welt, so schön ist der Sommer, der mit den heißen Strahlenhänden der Sonne die kühle, braune Erde umwirbt. Alles jauchzt ihm entgegen, der so stark und licht, alles liebt ihn, und alles wächst und blüht und duftet auf den Feldern, in den Wiesen, den Wäldern dem Sommer zu Ehren!

Jeder Tag wird zum Erlebnis, wenn das Land, noch feucht vom Tau, im Glanz des ersten Sonnenlichtes liegt — wenn sich dann langsam die Stunden reihen — der Mittag glühend sich über die farbensatten Fluren breitet — und sich, noch einmal golden lächelnd, zum Abend neigt.

Doch noch steht der Tag auf der Höhe, und die Sonne singt ihr wildes Lebenslied und überschüttet mit ihrer ganzen Kraft die Erde und legt sich wie ein goldener Mantel über einen hellstimmernden, dichten Rasenteppich, an dessen Rande hingebettet ein Mensch die blaffen Hände der Fülle des Lichtes und der Wärme entgegenstreckt. Ein milder Wind weht durch blondes Haar, über ein weißes Gesicht, dessen Augen so ruhig in den höchsten Glanz des Tageslichtes schauen. Groß und von einem leuchtenden Blau sind diese Augen, und sie liegen ganz still in ihren Höhlen, ganz still. Sie wandern nicht unster hierhin und dorthin, folgen nicht den flimmernden Wolken, begleiten nicht den Vogel von Ast zu Ast, trinten nicht in durstigen Zügen die Pracht des Sommers — sie sind blind —

Zarte Halme neigen sich zu der hohen Stirn des blinden Menschen herab, berühren streichelnd die Haut, schmiegen sich leicht in helles Haar. Und wie die Gräser lieblosend über die gelösten Glieder des Menschen hinschleichen, läuft ein Zittern

durch die Gestalt, und Worte voller Liebe und Lebenssehnsucht fallen in die Stille des Sommertages:

„Oh, ihr zarten Blumen und Halme, die ihr rings um mich blüht und duftet, ihr erweckt eine brennende Begierde in mir, euch sehen zu dürfen! Wie Mutterhände so kühl und weich schmiegt ihr euch an meine Stirn, und ich liege ganz still, damit ich euch nicht durch eine Bewegung verdränge. Ach, ihr seid es, ihr zartgefiederten Stabiofen, die ihr mich umgibt! Ich fühle eure feinen Blütenblättchen, den hohen, etwas harten Stengel, und mir ist's, als sähe ich euch, wie ihr euch in euerm lilä Rößchen in der Sonne wiegt. Und das Zittergras bebt vor lauter Sommerjeligkeit! Ueber schön duftendes Gras gleiten meine Finger, über Blumentöpfchen und über Klee. Jetzt fühle ich den etwas klebrigen Stengel der Butterblume, und jetzt nur Gras, weiches, köstliches Gras. Ganz heiß durchstrahlt ist der Körper, und ich fühle eine seltsame Kraft in mir emporsteigen, daß es mir ist, als müßte ich aufstehen und in die Welt wandern können. Jugend, Lieber und Sonne, die drei sind unmittelbar miteinander verknüpft. Sind's Jahre, Monate, Tage, seitdem ich zuletzt unter blühenden Bäumen ging? — Die Zeit eilt, als verjüde sie, etwas, das sie an mir begangen, wieder gutzumachen. Oh, du Sonne, du Luft, du Leben! Ihr süßen Wiesenblumen! Euch noch einmal sehen dürfen, müßte eine Wonne sein! Oh, so viel Licht, Licht! In Licht baden sich meine Hände, mein Gesicht, und ich kann es doch nicht fassen, daß es für mich fortan nur noch ein Gefühl sein wird, das Licht.“

Und in aufwallender Bewegung breitet er beide Arme weit aus, erhebt sich, und schreitet mit den vorsichtigen Schritten Blindler, die ihren Weg kennen, in die Sonnenglut hinein. —

# Das Leben im Wort

Nr. 26



Unterhaltungsbeilage



1930

## Roman von Heinrich Otten *Die Privatsekretärin*

Dritte Fortsetzung

**S**in Ullas Zimmer standen weißlackierte Möbel, weiße, duftige Gardinen hingen an den Fenstern, eine weiße Samtdecke lag über dem breiten Divan. Nur der Teppich war hellblau — „wie deine Augen, Goldkind,“ hatte der Vater jählich gesagt, als er ihn vor einigen Jahren anlässlich einer Gehaltssteigerung dem über alles geliebten Kinde geschenkt hatte.

Als Ulla jetzt vor dem Spiegel ihre Haare ordnete, hörte sie, wie draußen an der Klutür der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde. Gleich darauf erklang die stets heitere Stimme des Vaters.

Da ging auch sie hinüber in das Wohnzimmer.

Frau Lisa, eine weiße Schürze über dem Seidenkleid, mit vom Herdfeuer geröteten Wangen, stand vor dem Gatten und lauschte schmunzelnd seinem begeisterten Bericht über die großartige Feier.

„Alle waren sie da — alle,“ sagte Vater Kemp. Er saß schon in seinem breiten Armstuhl am Tisch, seine Augen glänzten. Man sah es ihm an: nicht nur die Freude über die Auszeichnung, auch der genossene Wein war ihm ein wenig zu Kopf gestiegen.

Ulla umarmte ihn herzlich. „Tag, Papa — erzähl mir weiter! Wer war denn alles da?“

„Na, der zweite Buchhalter, der Holzmann, dann der Kassierer, der Volontär, mit einem Wort: alle Angestellten. Und der Direktor —, ich sage euch, der Mellenhagen, der Mellenhagen, der war der großartigste von allen. Eine ganz lange Rede hat er gehalten — daß das Bankhaus stolz auf mich sei, sagte er — daß ich die Stütze der Firma sei — daß ohne mich alles drüber und drunter gegangen wäre —“

„Vaterchen,“ sagte Frau Lisa lächelnd, „nun halt aber ein! Hat er das wirklich gesagt?“

„Du glaubst es nicht, Lisa? Und doch ist Direktor Mellenhagen nur meinerwegen mit dem Flugzeug aus London zurückgekommen — er wollte es nicht versäumen, bei meiner Jubiläumsfeier zugegen zu sein, meinte er —“

Da legte Frau Lisa ihm lachend die Hand auf die Schulter: „Vaterchen, Vaterchen — jetzt sei aber still! Was zu viel ist, ist zu viel!“

Ihr Mann war gekränkt. „Ich weiß gar nicht, was du willst!“ Aber dann ging er selbst rasch zu einem anderen Thema über. Er wandte sich seiner Tochter zu. „Nun erzähle du, Goldkind — wie war es gestern am Zimmsee draußen? In deinem Segelboot —“

Das junge Mädchen fuhr auf. Sie hatte kaum zugehört, ihre Gedanken waren bei Bob und der unerquicklichen Szene im Büro. Nun hob sie rasch den Blick. „Ja, Papa — ja,“ sagte sie abwesend.

Die Mutter musterte sie prüfend. „Fehlt dir etwas, Kind? Du siehst so traurig aus —“

Ulla schüttelte den Kopf.

„Wo wird sie traurig sein!“ rief Kemp abwehrend. „Mein Goldkind ist nie traurig — hat auch keine Ursache dazu! Komm her, Ullachen — da siehst du, Mutter — sie lacht ja!“ Und er tätschelte die Hand der Tochter zärtlich. „Was gibt's denn zum Abendbrot, Mutter?“ fragte er dann interessiert. „Was Gutes?“

„Gefüllte Kalbsbrust! Und Apfelsstrudel!“

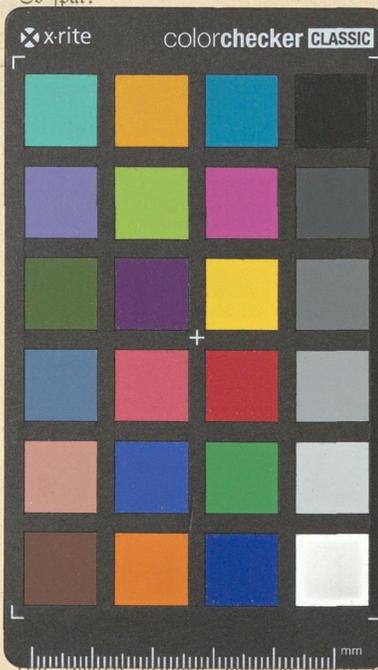
„Serrgott, Mutter, du bist ein Zuviel! Dafür kriegst du einen Kuß!“ Er erhob sich, ein wenig schwappend, legte den Arm um die runde Taille Frau Lisas und drückte einen herzhaften Kuß auf die blühende Wange. „s geht doch nichts über unsere Mutter — nicht wahr, Goldkind? Hab' ich nicht Glück gehabt?“

Bald saßen sie zu dritt um den runden Tisch unter der Hängelampe. Frau Lisa hatte die Schürze wieder abgebunden, sorgsam bediente sie Gatten und Tochter, legte ihnen die besten Bissen auf den Teller und dachte an sich selbst zuletzt.

Vater Kemp war, wie immer, in bester Laune, und bei seinem fröhlichen, angeregten Geplauder, das durch den kleinen Schwips noch drolliger wirkte, wurde auch Ulla Herz allmählich etwas leichter. Sie fühlte, wie die beiden Menschen neben ihr sie liebten, und ein warmes Empfinden der Geborgenheit stieg in ihrem Herzen auf: Solange sie die treuherzigen, zärtlichen Eltern hatte, war sie ja nie allein und verlassen.

Nach dem Essen half Ulla der Mutter beim Abdecken — die Aufwartefrau kam erst am nächsten Morgen — der Vater steckte eine Zigarre an und überdachte mit befriedigtem Schmunzeln noch einmal alle Ehrungen dieses Tages. Da klingelte es.

Ulla sah die Mutter erstaunt an. „Wer mag das sein? So spät?“



in Niegel zurück.

berung, als sie

ein, daß ich so

rtig, nachdem sie

uftrage Direktor

Vater sprechen?“

legen Sie ab.“

Kemp, hinter ihm

er streckte er dem

Hände entgegen.

sie sind wieder in

te, hier ins Gz-

er legend, wandte

das ist, Lisa?

der dann nach

. Ich habe dir

und reichte ihm

du Zhner, Herr

auch persönlich

„

hen lächelnd, „du

wir haben schon

Freundschaft ge-

nötigt, er mußte

ein Glas dankend ab-

gelehnt hatte. „Direktor Mellenhagen schickt mich,“ sagte

er dann. „Er bedauert außerordentlich, daß er nicht an